Die Deutschen sollen der Amboss sein

Jared Sembritzki ist wohl der kriegerischste General Deutschlands. Er kommandiert 18.000 Soldaten und bereitet sie auf alles vor, was möglich wäre. Auch aufs Sterben.

Von Johannes Böhme, Die Zeit, 16.08.2026

Auf einer Anhöhe zwischen Rupprechtshausen und Gramschatz, am Rand eines kleinen Waldes, steht Generalmajor Jared Sembritzki mit einer Gruppe junger Offiziere. Sie haben ihre Tarnjacken hochgezogen. Der Wind pfeift. Um den Hals tragen sie Ferngläser und in ihren Händen halten sie Karten.

Ein blonder Mann tritt vor und beginnt, die Landschaft vor sich zu beschreiben, laut und bellend. »Eigener Standort nahe der Höhe 316. Blick Richtung Süden, Entfernung 5.000, Industriekomplex grau am Horizont.« Alle blicken auf die großen Hallen des Logistikunternehmens Hans Geis in der Ferne und die A7, die sich als graues Band durch die Hügel schlängelt.

Sembritzki ist ein paar Minuten zuvor zur Gruppe gestoßen. Er hat sich still neben die Offiziere gestellt, die schon mitten in der Übung waren. Der General hat ein derart scharf geschnittenes Gesicht, dass man es auf eine Münze gravieren könnte, ohne es allzu sehr zu verfälschen: Die Nase ist wie mit dem Lineal gezogen, der Kiefer fest, die Lippen schmal, das Kinn markant, die Augen blau und kalt.

Der junge Offizier, der spricht, schließt ein Auge und streckt seinen Zeigefinger von sich. »Ein Finger weit links davon, in 6.000«, sechs Kilometer Entfernung, »ist die Ortschaft Kürnach. Dort befindet sich die zweite Panzerkompanie in ihrer Stellung«.

Die Panzerkompanie gibt es nicht. Sie ist eine Fiktion. Bevor Soldaten in einen echten Krieg ziehen, mimen sie ihn Hunderte Male in todernsten Rollenspielen. Sie tun hier so, als ob eine feindliche Armee schon in Sichtweite unten im Tal steht.

Der Blick des Offiziers flirrt. Wieder und wieder springt er von der Karte zur Landschaft und wieder zur Karte. Er gerät ins Stocken. Er korrigiert sich. Auch denen, die nach ihm kommen, geht es nicht besser. Einige reden so leise, dass sie über das Rauschen des Windes kaum zu verstehen sind.

Nach einer Viertelstunde hat Sembritzki genug gehört. Er tritt nach vorne. »So, Lageentwicklung: der Divisionskommandeur ist da«, sagt er und grinst. Seine Stimme ist rau und durchdringend. Man hört ihr an, wie oft sie schon gegen Wind und Regen angeschrien hat. Sie hat die Patina von hunderten Anschissen.

Die Offiziere waren Sembritzki zu konfus, zu ungeordnet, zu leise. Zu viel »Rumgestammel«. Er will, dass die Landschaft so knapp und präzise erklärt wird wie nur möglich. Am Ende darf ihnen kein überflüssiges Wort mehr über die Lippen kommen. »Ihr müsst hier nicht noch erklären, dass der Lattenzaun da hinten grau ist. Verkünstelt euch nicht!«

Der Wind auf der Anhöhe nimmt zu, und Sembritzki muss fast dagegen anschreien. »Das hier ist einfach«, ruft er. »Die Sonne scheint. Es ist warm. Wir stehen hier nett zusammen. Hinterher wird das nicht mehr so einfach. Da brennt hier alles. Da fliegt alles in die Luft. Diese Übung wirkt immer etwas stumpf, aber genauso ist es richtig. Wir müssen stumpf sein. Nur so funktioniert es. Es müssen alle verstehen. Wer es nicht versteht, der stirbt.«

Seit ich Jared Sembritzki vor fünf Jahren kennenlernte, habe ich mich immer wieder gefragt, ob es mich eigentlich eher beruhigt oder verunsichert, dass es in Deutschland Generäle wie ihn gibt.

Als ich Sembritzki zum ersten Mal traf, an einem kalten Vormittag in der Lucius D. Clay Kaserne in Wiesbaden Ende November 2020, war er gerade Chef des Stabes beim Oberbefehlshaber der US-Armee für Europa und Afrika. Als deutscher Ein-Sterne-General arbeitete er damals einem amerikanischen Drei-Sterne-General zu.

Joe Biden hatte vier Wochen vor unserem Gespräch die Präsidentschaftswahlen in den USA gewonnen. Trump war in den letzten Zügen seiner ersten Amtszeit. Die Corona-Pandemie hatte gerade ein halbes Jahr lang das Leben stillstehen lassen. In Afghanistan bereiteten die letzten Bundeswehrsoldaten gerade den Abzug aus dem

Lager in Masar-i-Scharif vor. Russland entwarf gerade erst die Pläne, um auf Kyjiw vorzurücken.

Drei Tage vor meinem ersten Gespräch mit Sembritzki hatte der Bundestag beschlossen, den Etat der Bundeswehr im nächsten Jahr um 1,3 Milliarden Euro zu erhöhen, was nach viel Geld aussah. Der Verteidigungshaushalt war zu diesem Zeitpunkt weniger als halb so groß wie heute. Es war eine andere Zeit. Es waren die letzten Monate einer langen, weitestgehend friedlichen Epoche in Europa.

Ich wollte damals über eine kleine Gruppe Soldaten schreiben, 33 insgesamt, denen der Verteidigungsminister das »Ehrenkreuz für Tapferkeit« verliehen hatte, die einzige Auszeichnung der Bundeswehr für besonderen Mut. Sembritzki war dabei eine Besonderheit. Die meisten Träger waren einfache Soldaten: Gefreite und Feldwebel. Er war damals der einzige Generalstabsoffizier, der das kleine, goldene Kreuz tragen durfte.

Sembritzki erzählte mir von seinem Einsatz in Afghanistan, für den er ausgezeichnet worden war: 2010 hatte er mit einem Bataillon Gebirgsjäger in einem Beobachtungsposten in Baghlan gehaust, weitab der befestigten Feldlager. Sie hatten in Zelten, auf einer Reihe staubiger Hügelkuppen übernachtet. Sie wurden oft mehrmals die Woche beschossen.

Das kalte Selbstbewusstsein, das Sembritzki ausstrahlte, wenn er über diese Zeit sprach, schien mir damals wie aus der Zeit gefallen: so, als sähe man plötzlich ein Tier vor sich, von dem man glaubte, dass es nur noch als Fossil existiert.

Er erzählte mir die Geschichte eines afghanischen Milizenführers, Commander Sher. Sher hatte die Seiten gewechselt und sich mit den westlichen Militärs verbündet. Sembritzki traf ihn in seinem Heimatdorf, Shahabuddin, im Tal des Baghlan-Flusses. Er sei damals händchenhaltend mit ihm herumgegangen, was in Afghanistan unter Männern ein Zeichen des Respekts ist. Er trank Tee mit ihm. Nachdem Sembritzkis Truppen aus Shahabuddin abgezogen waren, griffen die Taliban an. Sie sprengten die einzige Brücke, die dorthin führte. Dann brachten sie die Überläufer um.

Sembritzkis Soldaten brauchten fast drei Tage, um sich den Weg nach Shahabuddin freizukämpfen. Als er schließlich in dem Dorf angekommen sei, habe er noch die Reste des Selbstmordattentäters gesehen, den die Taliban bei dem Angriff eingesetzt hatten. »Da hing dann eine Woche lang der halbe Kopf im Baum, und die Haare, und die abgerissenen Beine.« Schließlich fanden die Deutschen auch den leblosen Körper von Commander Sher.

Sembritzki sagte bei unserem Gespräch, dass er das Foto, das von Sher gemacht wurde, immer noch hin und wieder bei Präsentationen zeige. Erstes Foto: Er mit Commander Sher beim Teetrinken. Das zweite Foto: Commander Sher als Leiche. »Der sieht nicht gut aus, der Bub. Ein bisschen zermatscht. Aber man erkennt ihn«, sagte er.

Ich fragte ihn, ob er das Gefühl gehabt habe, damals versagt zu haben. Er wischte das weg. Der Sher sei im Grunde auch nur ein Verbrecher, der irgendwann, sehr spät, auf die richtige Seite gewechselt sei. »Den hatte ich schon lieber auf meiner Seite, als auf der anderen. Aber Sympathie habe ich für den nicht empfunden.« Sembritzki machte nicht den Eindruck, als ob er wegen dieser Sache auch nur eine schlaflose Nacht verbracht hatte.

Der Oberstleutnant, der damals in Baghlan sein Stellvertreter war, malt heute Pastellgemälde, um das Trauma des Einsatzes zu verarbeiten. Sembritzki aber scheint all das nichts ausgemacht zu haben: nicht die Toten, die er gesehen hat, nicht die Raketen, die nachts über ihr Zeltlager hinwegflogen und im nächsten Dorf landeten, und auch nicht die Feuergefechte.

Es gibt Menschen in Führungspositionen, bei denen man die Fragilität ihrer Autorität schnell spürt, bei denen man ahnt, dass es letztlich nur etwas Stress bräuchte, nur einige kleine Demütigungen, bis sie weinend auf ihrem Büroteppich sitzen, und darum bitten, von ihrer Bürde befreit zu werden. Bei Sembritzki hatte ich mich gefragt, ob es überhaupt etwas gab, das ihm zu viel gewesen wäre.

Die Soldaten, die mit Sembritzki im Einsatz waren, hatten sich wohl auch deshalb in seiner Gegenwart auf eine geradezu irrationale Art sicher gefühlt. Einer seiner Soldaten, ein Feldwebel namens Andreas Wiedemann, hatte mir erzählt, dass er damals mit seiner Einheit von zwei Seiten aus von den Taliban angegriffen worden war, als sie

gerade eine Straße nach Sprengfallen absuchten. Die Situation sei so konfus gewesen, dass es kurz so aussah, als ob Panik ausbrechen könnte.

Plötzlich habe sich Sembritzki über Funk bei der Kompanie gemeldet, denen alle gerade die Kugeln um die Ohren flogen. »Das weiß ich noch wie heute«, sagt Wiedemann. »Plötzlich ist da die Stimme vom Kommandeur: Hier Zulu, atmet durch, macht die Augen zu, konzentriert euch, jetzt öffnet sie wieder, ich bin bei euch, alles wird gut.« Da sei »ein Ruck« durch die Kompanie gegangen. Den Angriff der Taliban schlugen sie zurück.

Die Bewunderung für Sembritzki unter den Veteranen schien manchmal an magisches Denken zu grenzen, als glaubten sie, dass sein Wille allein schon die Realität formen konnte.

Bei Instagram fand ich später ein Bild, das er gepostet hatte, das ein brennendes Fahrzeug auf einer afghanischen Straße zeigte. Drei Soldaten, die mit ihm im Einsatz waren, schrieben ihm darunter: »Mit Ihnen jederzeit wieder, Herr General.« Einer der drei hatte in Afghanistan eine Kugel in den Kopf bekommen. Er hatte nur dank seines Helmes überlebt.

Das Reich von Generalmajor Sembritzki ist groß und zerstreut. Die Bundeswehr hat derzeit vier Divisionen, Großverbände mit fast 20.000 Soldaten. Sembritzki befehligt eine von ihnen. Sie nennt sich die Division Schnelle Kräfte. Es sind die beweglichsten Teile der Bundeswehr. Die, die in der Wüste kämpfen können, in der Arktis, im Hochgebirge. Die Soldaten dieser Division haben in Afghanistan gekämpft, sie wurden in Mali eingesetzt, im Kosovo und in Bosnien.

Die Einzelteile von Sembritzkis Division wurden über ganz Deutschland verteilt: die Karwendel-Kaserne in Mittenwald, fünf Kilometer vor der österreichischen Grenze, gehört genauso dazu, wie der Stützpunkt der Fallschirmjäger in Seedorf, 50 Kilometer entfernt von Bremerhaven. Sembritzki befehligt eine niederländische Brigade in Schaarsbergen bei Arnhem, er hat Hubschrauber in Bückeburg, Niederstetten, Faßberg und Fritzlar, ihm unterstehen die Fallschirmjäger in Zweibrücken und Saarlouis, die Gebirgsjäger in Bad Reichenhall und Bischofswiesen, sowie das KSK in Calw.

Sembritzki selbst hat seinen Sitz irgendwo in der Mitte im hessischen Niemandsland, in Stadtallendorf. Sein Hauptquartier liegt in einer Kaserne am Rande der Kleinstadt. Nebenan rotten die Gebäude einer Schwesterkaserne dahin, die seit acht Jahren leersteht.

Es ist acht Uhr morgens. Sembritzkis hünenhafter, mehr als zwei Meter großer Adjutant, Kilian Nebe, wartet schon auf ihn in einem Nebenzimmer. Neben seinem Schreibtisch steht eine gepackte Tasche. Er sei eigentlich so gut wie nie hier, sagt Nebe. Zwei Tage seien es im letzten Monat gewesen. Den Rest der Zeit sei er pausenlos mit dem General von Stützpunkt zu Stützpunkt gefahren.

Sembritzki kommt kurz darauf in Fahrradklamotten herein. Er ist mehr als 10 Kilometer hergefahren, von seiner Wohnung. Sein Gesicht ist auch, nachdem er sich umgezogen hat, noch etwas gerötet von der Anstrengung. Kurz darauf geht es zur Morgenbesprechung mit dem Stab der Division, dem sogenannten »Lagevortrag zur Unterrichtung«. 20 Offiziere sitzen in einem großen Halbrund um Sembritzki herum. Sie werden einer nach dem anderen aufgerufen.

Die Oberstleutnants und Majore arbeiten sich einer nach dem anderen durch die Probleme einer Armee, die 20 Jahre lang geglaubt hat, sie müsste nie wieder einen großen Krieg kämpfen. Sembritzki sitzt breitbeinig da, und zupft sich am Ohr, während die anderen reden.

Ein Offizier erzählt, dass sie gerade die Tankstellen in den Kasernen wiederherstellen, die man vor Jahrzehnten eingemottet hat. Die sind jetzt voll mit Schimmel und müssen erst mal gereinigt werden. Wenn es hart auf hart käme, müsste man die Panzer derzeit bei Aral tanken.

Der Logistiker hat ein ähnliches Problem beim Wasser. Die großen Tanklaster haben sie irgendwann abgegeben. Im Kriegsfall müssten sie also für mehr als Zehntausend Soldaten Wasser in Plastikflaschen herankarren.

Es fehlt zudem chronisch Personal. Und das Personal, das man hat, macht auch Probleme. Jeden Monat bekommt Sembritzki die Statistik der Disziplinarverfahren in seiner Division vorgelegt, sauber nach Vergehen sortiert. In den ersten vier Monaten des Jahres gab es 224 solcher Ermittlungen, 39 davon wegen Vergehen gegen die

sexuelle Selbstbestimmung. Beim Rest ging es um extremistische Äußerungen, um Drogenkonsum, und darum, dass Leute nicht zum Dienst erschienen sind.

Nach der Morgenbesprechung gehen wir in sein Büro. Das Handy muss ich am Eingang abgeben. Sembritzki sinkt tief in einen schwarzen Sessel. Auf der Fensterbank hinter ihm liegt ein sehr großes, schwarzes, serriertes Messer. Auf einer Anrichte sehe ich eine Schatulle, mit einem Kreuz drauf, dem Ehrenkreuz für Tapferkeit, das er für seine »beherzte und überlegte Führung« beim Angriff auf Shahabuddin bekam. Damals, in Afghanistan, musste er nur 500 Soldaten führen. Heute sind es mehr als 18.000.

Wenige Wochen bevor Sembritzki im September letzten Jahres Divisionskommandeur wurde, kam heraus, dass bei den Fallschirmjägern in Zweibrücken mehrere Frauen sexuell belästigt worden waren.

Als die Feldjäger daraufhin die Handys der Soldaten durchsuchten, fanden sie kinder- und tierpornografische Aufnahmen, rechtsextreme Nachrichten und Bilder, auf denen die Soldaten koksten und in stilisierten Naziuniformen Partys feierten.

Es gibt hier hunderte Dinge, um die Sembritzki sich kümmern muss, damit seine Division halbwegs bereit wäre, in einen Krieg zu ziehen. Aber die ersten zwei Monate als Kommandeur sei er eigentlich täglich mit dem Skandal bei den Fallschirmjägern beschäftigt gewesen, sagt er. Bei 21 Soldaten wurde später die Entlassung beantragt.

Man sieht es Sembritzki körperlich an, wenn Dinge ihn nerven. Er kriegt dann rote Flecken im Nacken. Die Adern am Hals treten hervor. »Einzelfälle interessieren mich eigentlich nicht sofort«, sagt er. »Aber das, was in Zweibrücken passiert ist, war ja keine Gauß'sche Normalverteilung mehr. Wenn so viel an einem Ort los ist, dann muss man da schon genauer hingucken.« Der Oberst, der das Regiment kommandiert hatte, wurde schließlich versetzt.

Sembritzki hat eine Definition des Soldat-Seins, auf die er immer wieder zurückkommt; seine persönliche Umkehrung des zweiten Hauptsatzes der Thermodynamik: Alles im Universum tendiert Richtung Unordnung. Der Soldat hält sie auf. »Wir bringen Ordnung ins Chaos. Dafür sind Soldaten da«, sagt er. Er bereite Menschen auf Situationen vor, in denen sie gegen ihren Instinkt handeln müssen. »Deshalb machen wir diese Dinge, die manchmal etwas hart und kalt wirken. Deshalb

wiederholen wir alles wieder und wieder. Deshalb drillen wir die Leute. Deshalb haben wir diese standardisierte Sprache. Damit diese Menschen selbst dann, wenn um sie herum die Hölle los ist, noch funktionieren.«

Er findet es vollkommen richtig, die jungen Rekruten beim sogenannten »Formaldienst« stundenlang im Gleichschritt Runde um Runde in Formation gehen zu lassen. Dass sie hunderte Male ihre Waffen zerlegen, reinigen, und wieder zusammenbauen müssen. Dass die Offiziere penibel darauf achten, die Kleiderordnung einzuhalten, »damit ich sofort sehe, wer noch gehorcht.«

Die Unordnung muss ständig aufs Neue zurückgedrängt werden; auch die Schwäche seiner eigenen Soldaten. Im Notfall dadurch, dass man sie rauswirft. Er erzählt von einem Feldwebel, gegen den er ein Disziplinarverfahren einleiten musste, weil der mehrere Frauen, die ihm unterstellt waren, sexuell belästigt hatte. »Das ist einfach unkameradschaftlich. Da gibt es dann auch keine Gnade. Der fliegt raus. Der hat dann rumgeheult, dass er gerade frisch verlobt ist. Ja, das hätte er sich vorher überlegen sollen.«

Jared Sembritzki wuchs in West-Berlin auf. Die Wohnung seiner Eltern lag wenige hundert Meter entfernt vom Flughafen Tempelhof, wo die amerikanische Luftwaffe damals noch einen Stützpunkt unterhielt. Er wurde 1969 geboren. Seine gesamten Jugenderinnerungen spielen in einer geteilten Stadt, in der man sich jedes Mal, wenn man mit dem Auto in Richtung Westen fuhr, von Soldaten der Volksarmee durchsuchen lassen musste.

Seine Mutter war Krankenschwester, sein Vater Gerichtsvollzieher, »bürgerliches Umfeld«, mit einer Besonderheit, die sein Vorname bis heute verrät: Seine Eltern waren Mormonen. (Jared spricht man Deutsch aus, mit weichem J.)

Sie hatten sich in der Kirche kennengelernt. Sie tranken keinen Alkohol. Sie verzichteten sogar auf Tee und Kaffee. Sie gingen jeden Sonntag in die Kirche und jeden Montag veranstalteten die Eltern, wie viele Mormonen, einen Spieleabend mit der Familie.

»Ich habe schon gemerkt, dass das Umfeld das etwas merkwürdig fand«, sagt er. »Bei mir in der Klasse gab es überhaupt keine exotischen Namen. Die hießen alle Peter

und Christian. Mit neun oder zehn Jahren war es mir einmal zu blöd, und ich habe mich im Feriencamp als Stefan vorgestellt. Kurz darauf hat ein Junge, den ich da kennengelernt habe, bei mir zu Hause geklingelt und meine Mutter hat dem dann gesagt, dass hier kein Stefan lebt, während ich im Flur stand.« Danach habe er beschlossen, sich für seinen ungewöhnlichen Namen nicht mehr zu schämen.

Ansonsten habe er aber eine ganz normale Jugend gehabt, sagt er, mit viel Sport, viel Zeit draußen mit anderen Kindern. Seine Eltern hätten immer viel gearbeitet. Hin und wieder begleitete er seinen Vater dabei, wenn der in Kreuzberg in ärmlichen Wohnungen nach Dingen suchte, die man noch pfänden könnte. Er habe früh gelernt, sich um sich selbst zu kümmern.

Aus dem Glauben seiner Eltern sei er nach und nach rausgeglitten. Als Teenager spielte er mehrmals die Woche Wasserball. Die Matches fanden oft am Sonntag statt, meist zur selben Zeit wie die mormonischen Gottesdienste. Das Wasserballspielen ersetzte das Beten. »Ich habe das gar nicht so richtig bewusst entschieden. Ich war irgendwann einfach raus da.«

Nach dem Abitur bewarb er sich beim Finanzamt, beim Zoll, und bei der Bundeswehr. Er wurde überall genommen. Er fing erst einmal beim Zoll an, weil er so in Berlin bleiben konnte. Ihm war bald langweilig. »Ich musste da die Wechselkurse für kolumbianische Bananen ausrechnen, das war überhaupt nicht meins.«

Kurz vor der Wiedervereinigung kündigte er, und ging doch noch zur Bundeswehr, als Offiziersanwärter in einem Jägerbataillon in Schleswig-Holstein. Er kam auf eine Stube mit sieben anderen. Der Hauptfeldwebel, der sogenannte Spieß, hatte einen Schnurrbart und »sah aus wie Schimanski«. Morgens um fünf trat ein Unteroffizier scheppernd den Mülleimer aus Blech über den Flur, um die Rekruten zu wecken.

»Man wurde da eigentlich die ganze Zeit angeschrien«, sagt er. Schlimm fand er das nicht. »Die haben mich ja nie beleidigt. ›Sembritzki, du Litze, mach mal schneller‹, war schon das Schlimmste, was ich je gehört habe. Ich empfand das als wohltuend geordnet.«

Er rannte durch das sandige, offene Heide-Gelände südlich von Itzehoe mit dem schweren Rucksack. Er robbte durch den Schlamm. Er machte wieder und wieder sein Bett neu, dass die Ausbilder immer aufs Neue abzogen, um sie zu triezen. Er nahm sein G3-Gewehr so oft auseinander, dass er sagt, er könne es heute noch mit geschlossenen Augen wieder zusammenbauen. Es war allemal besser als die Langeweile beim Zoll.

In Bergen, Niedersachsen, ist der letzte Schnee gerade erst geschmolzen. Es ist der 23. Februar und alles ist nass: die Bäume, das Moos, der Sand auf den Feldwegen, und die kleinen, bunten Häuserattrappen aus Holz, die von Weitem an eine norwegische Kleinstadt erinnern. Auf dem Truppenübungsplatz stehen an diesem Morgen überall Männer in Tarnfleck in den Kiefernwäldern neben ihren riesigen Fahrzeugen. Sie rauchen in ihren Unterständen. Sie schauen in den Regen, der ohne Unterlass fällt.

Eine Stunde später wird die Übung losgehen, dieses Mal mit richtigen Panzern, mit echten Drohnen, die durch die Luft surren, mit Geschützen, die donnern, und Gewehren, die Platzpatronen verschießen. Am Ende entscheiden Schiedsrichter, wer getroffen wurde, und wer nicht.

Sembritzki sitzt vor dem Start in einem kargen Backstein-Zimmer, mit nichts als seinem Laptop und einer großen Deutschlandfahne. Sie hängt schräg nach unten, wie eine Trauerweide.

Sembritzki hat seine Fallschirmjäger aus Seedorf dabei. Er weiß schon jetzt, dass es für seine Soldaten ein eher unbefriedigender Tag werden wird. Sie werden heute die Rolle des Feindes einnehmen.

Sembritzki erklärt, dass sie sich dabei ein bisschen so verhalten werden, wie die russische Armee in der Ukraine. Sie haben dafür extra Stellungen aus Sandsäcken gebaut, ähnlich wie die russische Armee im Donbass. Sie haben auch ein paar Drohnen dabei, aber nicht annähernd so viele wie man sie an den Frontabschnitten in der Ukraine findet.

Die multinationale Nato-Division Süd soll sie angreifen und aus ihren Stellungen vertreiben. 3.000 Soldaten aus Italien, der Türkei, Spanien, Tschechien und Griechenland sind für die Übung angereist. Es ist von vorneherein klar, dass die Südeuropäer gewinnen werden.

Die südeuropäische Division wird von einem italienischen General befehligt, einem Mann mit graumeliertem Haar, und melancholischen Augen, der später erzählen wird, wie schwierig es schon war, ein Logo für seine Division zu finden, die erst vor einem Jahr gegründet wurde, und die Soldaten aus 14 unterschiedlichen Ländern umfasst. (Sie haben dem alten italienischen Logo – einem gelben Schwert vor blauem Grund – zwei Sterne hinzugefügt).

Man kann nur erahnen, wie schwer das gemeinsame Kämpfen in so einer Formation wäre, wenn spätestens ab den Unteroffizieren kaum noch jemand den anderen versteht, ohne ein kleines Heer an Simultanübersetzern.

Als Sembritzki nach draußen geht, setzt er sich seine graue Gebirgsjägermütze auf, die sein Gesicht zumindest etwas vor dem Nieselregen schützt. Er geht rüber zum italienischen Gefechtsstand, der in einem Zelt auf einer Wiese neben den Baracken untergebracht ist. Von dort befehligen die italienischen Stabsoffiziere ihre Truppen.

Das Zelt hat die Ausmaße eines mittelgroßen Einfamilienhauses. Drinnen ist es warm. Die Männer haben ihre Jacken ausgezogen. Es riecht nach Plastik. Beim Rausgehen sagt Sembritzki: »Das können wir uns im Krieg schenken. Das ist ein viel zu leichtes Ziel.« Im Anschluss servieren die Italiener zum Mittagessen Pasta aus dem Parmesanlaib.

Noch scheint hier niemand so richtig bereit für den Krieg, wie man ihn führen müsste. Jeder weiß, dass die Zukunft anders aussehen wird als das, was sie gerade vor sich haben. Die Technik, die Infrastruktur und die Menschen sind alle noch nicht wirklich bereit. Aber die Konturen des Kommenden sind noch schwer zu greifen.

Nach dem Essen steigt Sembritzki in seinen Geländewagen und fährt hinaus zu den Fallschirmjägern. Der Jeep spritzt hellen Schlamm auf, während er laut jaulend durch die sandigen Wege eines Fichtenwaldes pflügt. Das Moos am Boden ist so hellgrün, dass es vor den dunklen Baumstämmen fast zu leuchten scheint.

Dann lichten sich die Bäume. Vor dem Jeep taucht ein Soldat auf, der mit einer Panzerfaust einen Hügel heraufrennt. Sembritzki steigt aus. Er geht dem Mann in gemächlichem Tempo hinterher, durch tiefe Pfützen hindurch.

Oben auf dem Hügel sitzen und liegen mehrere Fallschirmjäger hinter Sandsäcken in Deckung: acht Männer, zwei Frauen, ihre Gewehre im Anschlag. Sie haben rote Wangen. Sie atmen schwer. Sie scheinen den General zuerst gar nicht zu bemerken, so fokussiert sind sie. Sie starren mit großen, geweiteten Augen in die Entfernung. Plötzlich beginnt einer sein Maschinengewehr abzufeuern. Sembritzki zuckt nicht mal.

»So eine Stelle würden wir eigentlich nie wählen«, sagt er über das Hämmern des Gewehrs hinweg und zeigt auf die Sandsäcke vor sich. »Das ist eigentlich Russentaktik. Die denken, wenn sie weit oben sitzen, können sie früh schießen.« Aber hier oben werde man sofort gesehen.

Wenn sie es ernst meinen würden, sagt Sembritzki, dann würden sie sich weiter hinten im Wald eingraben. Er zeigt auf die dichte Baumlinie aus Eichen hinter uns. Dort würden sie den Gegner im Halblicht dicht herankommen lassen. Dann würden sie ihn vernichten. Ich habe den Eindruck, dass er am liebsten alle sofort ins Dickicht beordern möchte.

In seinem Büro hatte Sembritzki gesagt, wie schwer ihm das falle, seinen Soldaten zu sagen, sie sollten sich »blöder anstellen, als sie eigentlich sind.« Das widerspreche eigentlich seiner »inneren Einstellung«. Draußen auf dem Hügel zuckt er nun mit den Schultern. »Wir wollen ja gute Gastgeber sein«, sagt er.

Einige Wochen später treffe ich Sembritzki am Savignyplatz in Berlin-Charlottenburg. Er kommt in einem hellblauen Hemd mit Blütenkragen und einem dunkelblauen Sakko. Er trägt die obersten zwei Knöpfe offen. Der Nachmittag ist noch frisch. Wir sitzen draußen im Café Einstein. Die Kälte kriecht uns nach und nach die Beine noch. Am Ende hat es vielleicht noch zehn Grad draußen. Er schlägt nicht vor, reinzugehen. Wir bleiben sitzen.

Ich spreche ihn auf Alfons Mais an, den geschassten Inspekteur des Heeres, der am Morgen, an dem der Ukrainekrieg begann, bei LinkedIn schrieb, dass die Bundeswehr »mehr oder weniger blank« dastehe. Ich frage Sembritzki, ob das immer noch gelte.

»Wir sind jetzt vielleicht noch blanker als damals, weil wir so viel Zeug in die Ukraine geschickt haben«, sagt er. Die Bundeswehr hat unter anderem Panzerhaubitzen,

Leopard-Panzer und Patriot-Luftabwehrsysteme an die Ukraine abgegeben. »Das war auch richtig. Aber es heißt auch, dass wir uns gerade an einem Tiefpunkt befinden, bevor es aufwärtsgeht. Ich bin jetzt 36 Jahre bei der Bundeswehr. Die Dinge haben sich eigentlich die ganze Zeit andauernd verschlechtert: Wir wurden immer kleiner. Wir haben Standorte dicht gemacht. Unser Material wurde immer älter. Jetzt wird es das erste Mal, seit ich mich erinnern kann, besser.«

Aber wenn die russische Armee morgen in Litauen einfiele und die Amerikaner verweigerten die Hilfe: Gewinnen die dann?

Sembritzki schaut mich kurz an, als wäre ich einer seiner 19-jährigen Rekruten, dessen Moral dringend aufgebessert werden muss, bevor er ihn in den Grabenkampf schickt. »Wir können uns schon wehren und die stoppen«, sagt Sembritzki. »Es ist jetzt auch nicht so, dass mich das, was ich bei den Russen sehe, in Ehrfurcht versetzt.«

Ich ahne, dass er es mir nie sagen würde, wenn es anders wäre. Als ich am Ende des Gesprächs aufstehe, spüre ich vor Kälte meine Zehen kaum noch. Falls sie ihn gestört hat, dann hat er sich nichts anmerken lassen. Er hat nur irgendwann die Arme vor seinem dünnen Jackett verschränkt und weitergeredet.

In dem Moment, in dem Kriege beginnen, zwingen sie die Kontrahenten zur Metamorphose, zu einer ständigen Verwandlung, bei der am Ende nichts mehr so ist, wie es begonnen hat. Man kann versuchen, sich das vorher auszumalen. Aber am Ende sind alle Übungen auch nur Fiktionen. Niemand weiß, wie ein Krieg mit Russland wirklich aussehen würde. Vielleicht bleibt er ja auch für immer ein Gehirngespinst, eine albtraumhafte Fantasie, und nicht mehr.

Es ist Mitte Juni und Sembritzki steht in einer ehemaligen Militärkirche der Amerikaner in Wildflecken, Unterfranken. Das Licht fällt durch Fenster hinein, die hoch oben unter der Decke angebracht wurden, was dem Raum die Aura einer unterirdischen Höhle gibt. An deren Boden sitzen Dutzende Männer und Frauen und starren auf ihre Bildschirme.

Vorn auf der Bühne, wo früher mal ein Gospelchor gesungen hat, werden zwei riesige Karten an die Wand projiziert, die Ostdeutschland zeigen, die Städte Neuruppin,

Kyritz und Rheinsberg. Zwischen ihnen leuchten rote und blaue Kästchen. Alle paar Minuten verschieben sich die Kästchen einige Zentimeter.

Sembritzki übt hier mit seinen Offizieren in einer Computersimulation, wie sie einen russischen Angriff abwehren würden. Gerade wurden seine Fallschirmjäger abgeworfen. Das Kästchen, das die Gebirgsjäger zeigt, bewegt sich langsam vorwärts in Richtung Neuruppin, bevor die nächste russische Angriffswelle kommt.

Die Deutschen sollen der Amboss sein, der die russische Armee stoppt, bevor eine amerikanische Division sie als Hammer von der Seite zerschlägt.

Das Szenario, das Sembritzki sich für seine Offiziere ausgedacht hat, enthält dabei eine Gemeinheit: Die Amerikaner kommen später als gedacht. Sie verzögern sich, weil der Präsident zaudert. Ohne die Amerikaner können sie die Angreifer bestenfalls aufhalten. Besiegen können sie sie nicht.

Sembritzki geht den Tag über die Kommandoposten seiner Einheiten ab, die nicht alle in der Kirche untergebracht sind, sondern auf dem Gelände verteilt wurden, in Zelten und Baracken. Immer wenn er einen Raum betritt, wird es plötzlich leise.

Den Hauptmännern, Oberleutnants und Majoren sieht man ihre Nervosität überdeutlich an, sobald sie vor Sembritzki sprechen. Sie blinzeln zu oft. Sie falten ihre Papiere wieder und wieder. Sie fahren sich durch den Bart. Sie schieben ihre Teleskopstöcke, die sie benutzen, um Dinge auf ihren Karten zu zeigen, auf und zu und auf und zu.

Sie alle spielen ihm, mit heiligem Ernst, dieses Rollenspiel vor. (»Wir haben vor einer Stunde eine angepasste Feindlage bekommen, Herr General. Die neuen Feindkräfte erwarten wir schon heute um 22 Uhr.«)

Am Morgen mussten sie das Szenario bereits einmal zurücksetzen lassen, nachdem zu viele Soldaten bei simulierten Drohnenangriffen gefallen waren. Als Sembritzki bei den Gebirgsjägern im Zelt ist, zieht er sie damit auf, dass sie die Hilfestellung brauchten: »Voll viele Drohnen, wie gemein«.

Den ganzen Tag über denkt er immer wieder laut darüber nach, wo im Falle eines echten Angriffes, sein Platz als Divisionskommandeur wäre. Eigentlich wäre es das

Sicherste, wenn die Kommandozentrale im Hinterland liegen würde, weit weg von der Front, in irgendeiner Sporthalle oder versteckt in einer Tiefgarage.

Aber er ahnt auch, dass es schwierig wäre, »wenn vorne die Ersten ohne Beine zurückkommen, und hinten sitzen die Stabsoffiziere im Trockenen und holen nachmittags ihre Kinder aus der Kita ab.«

Sein erster Impuls ist vorn dabei zu sein. In Afghanistan hat er es so gemacht. Da saß er wie seine Männer bei 50 Grad auf der Dixi-Toilette. Er hat wie sie das schlechte Essen aus den Ein-Mann-Packungen gegessen, von dem sie irgendwann Haarausfall bekamen. Er hat das lauwarme Wasser getrunken. Er hat sich beschießen lassen.

Einige Wochen nach der Übung in Wildflecken telefoniere ich mit Michael Hofmann, der in Afghanistan in Sembritzkis Sicherungszug war. Sein Job war es also den Gefechtsstand, und damit auch den Kommandeur, zu bewachen. Das war teilweise gar nicht so einfach.

Hofmann erzählt von einer Situation, bei der Sembritzki mitten im Gefecht um Shahabuddin vorgefahren sei, um sich die Brücke anzuschauen, welche die Pioniere über den Baghlan-Fluss geschlagen hatten. Plötzlich wurde auf das Kommandeursfahrzeug geschossen. Sembritzki hatte sich so weit vorgewagt, dass er von seinen Truppen abgeschnitten war.

Sembritzki und seine zwei Nahsicherer, seine Bodyguards, sprangen aus dem gepanzerten Wagen heraus in ein Reisfeld. Sie begannen zurückzuschießen. Der Rest der Gebirgsjäger feuerte von hinten ebenfalls wie wild zurück. Es dauerte eine Weile, bis Sembritzki sich freigekämpft hatte.

Hofmann erzählt, dass die Nahsicherer Sembritzki damals bitten mussten, doch endlich seinen Helm aufzusetzen, selbst als sie schon im Graben lagen, um Deckung zu suchen. (Sembritzki selbst sagt dazu: »Ich glaube, in der Situation hatte ich den Helm ausnahmsweise sogar auf. Grundsätzlich stimmt das aber, da war ich jetzt nicht das beste Vorbild.«). Ein anderes Mal habe Sembritzki in Baghlan einfach an der Straße angehalten, nur um zum Friseur zu gehen, während seine Soldaten draußen warteten.

»Was ist denn Angst?«, hat Sembritzki mich einmal gefragt. »Ich kenne Aufregung, ich kenne Anspannung, ich kenne Schmerzen. Hat man wirklich Angst, oder ist es nur etwas Adrenalin? Ich hatte jedenfalls in den Gefechten keine Angst. Nicht um mich, und auch nicht um meine Männer. Die verstehen ihr Handwerk ja.«

Am Tag nachdem die Deutschen Shahabuddin zurückerobert und die Leichen ihrer Verbündeten gefunden hatten, entdeckten seine Soldaten Personen in einem Feld, die Funksprüche absetzten.

Dieselbe Funksignatur hatten sie in den Tagen zuvor, während der Kämpfe, immer wieder entdeckt. Wer immer dort funkte, schien Befehle zu geben. Sie wusste aber nur ungefähr, auf etwa hundert Meter genau, wo die Personen saßen.

Sembritzki wollte das Feld daraufhin von einem Flugzeug bombardieren lassen. Aber die Luftleitoffiziere, die für ihn den Bomber rufen sollten, weigerten sich. Niemand wusste genau, wer sich dort eigentlich befand. Den Offizieren war das zu riskant. Sie schalteten eine Rechtsberaterin ein, um sich abzusichern. Sembritzki gab es schließlich auf, ein Flugzeug zu rufen. Er hätte es dabei belassen können.

Aber Sembritzki glaubte, auf dem Feld den Kommandeur des Taliban-Angriffs auf Shahabuddin ausfindig gemacht zu haben. Den habe er nicht einfach so ziehen lassen wollen, sagt er. Er ließ das Feld also dreimal mit Mörser-Granaten beschießen.

Die Einschläge habe er über die unscharfe Kamera einer Überwachungsdrohne verfolgen können, sagt er. Die Mörser schossen jedes Mal daneben. Wer immer in dem Feld gefunkt hatte, verschwand spurlos. Tote gab es keine.

Nach seiner Rückkehr aus Afghanistan prüfte der Generalbundesanwalt wegen des Mörserangriffs mehrere Wochen lang Ermittlungen gegen Sembritzki. Er sagt, dass seine Ex-Frau damals weinend im Bett saß, als er das Schreiben aus Karlsruhe bekam, dass man Ermittlungen wegen Kriegsverbrechen gegen ihn prüfe. Nach kurzer Zeit wurden die Vorermittlungen wieder eingestellt. Anklage wurde nie erhoben. Die Funkstation sei ein »legitimes militärisches Ziel« gewesen, schrieben die Juristen. Sembritzki war weit gegangen. Aber nicht so weit, dass er ein Fall für einen deutschen Richter geworden wäre.

Es gibt einen Satz, den Hektor in der Ilias zu seiner Frau sagt, bevor er sich von Achilles niedermetzeln lässt: »Der Krieg gebühret den Männern/Allen, und mir am meisten«.

Bei Sembritzki habe ich manchmal das Gefühl, dass in ihm noch etwas von dieser Wildheit weiterlebt, die einfach keine Furcht kennt; und die über jene Grenzen hinweggeht, welche die meisten anderen nicht übertreten würden.

In der Militärkirche in Wildflecken hatte Sembritzki mir erzählt, dass er bald seinen Fallschirmkurs wieder auffrischen wolle. Im Zweifelsfall könne er dann aus einem Flugzeug abspringen, um im nächsten Krieg nach vorn zu seinen Truppen zu kommen.

Zwei Wochen später sehe ich ihm zu, wie er in einer Flugzeugattrappe die Bewegungsabläufe an der offenen Luke übt, wie er die Handgriffe für den Notschirm durchgeht, wie er mit seinem Adjutanten von einem Podest auf eine weiße Matte hinabspringt, mit rotem Kopf, die Hände neben den Ohren, so als halte er die Fallschirmseile fest. Am Ende perlt ihm der Schweiß in kleinen Rinnsalen von der Stirn ins Gesicht. Er wirkt sehr zufrieden mit sich.

»Grüß Gott, Rekruten!«

»Grüß Gott, Herr General!«

»GRÜSS GOTT, REKRUTEN!«

»GRÜSS GOTT, HERR GENERAL!«

»Geht doch, oder?«

Sembritzki steht Anfang Juli auf einem verregneten Exerzierplatz in Mittenwald, vor einer Gruppe neuer Soldaten. Sie sind gerade einmal vier Monate dabei.

Hinter ihnen türmt sich eine schiere Felswand des Karwendelmassivs. Wolken ziehen in dichten Schwaden durch die Baumreihen am Hang. Die jungen Männer und Frauen gehen schon den ganzen Vormittag diesem Platz auf und ab, wo sie ihre Stiefel auf den Asphalt knallen, dass es hallt. »Das geht alles noch etwas schneidiger, wir sind hier beim Militär«, sagt Sembritzki.

68 von ihnen haben im April angefangen. 59 von ihnen sind vier Monate später noch da, um das Gelöbnis abzulegen, das feierliche Bekenntnis zur Bundesrepublik Deutschland, das immer erst begangen wird, wenn die Rekruten den ersten Teil ihrer Ausbildung abgeschlossen haben.

Die nächste, ganz frische Kohorte kommt an diesem Morgen auch schon an, lauter desorientierte, junge Männer, die über das Gelände irren, auf der Suche nach der Anmeldung.

Es kommen gerade so viele, dass sie ein Container-Dorf vor der Kaserne bauen müssen, weil der Platz nicht mehr reicht.

Als Sembritzki am Morgen die Baustelle besichtigt, erklärte ihm der stellvertretende Bataillons-Kommandeur, dass man leider etwas hinter dem Zeitplan liege, unter anderem weil eine Gruppe Zauneidechsen in einen Schutthaufen auf der Baustelle eingezogen ist. Die Echsen mussten erst umgesiedelt werden.

»Habt ihr das gemacht?«

»Nein, das war die Ökologin.«

»Sonst hätten die Eidechsen das wohl auch kaum überlebt.« Kurze Pause.

»Woher kam eigentlich die Biologin?«

»Die ist in der Brigade 23.«

»Ich habe eine Biologin?!«

Die Container werden jetzt bald kommen. Sie stehen bald neben Baracken aus der Nazi-Zeit. Im Offiziersheim hängen Hirschgeweihe an der Wand, Schlachtengemälde aus dem Deutsch-Französischen Krieg und ein Hindenburg-Porträt; immerhin seit 2025 mit kleinem Text daneben: »wird nach neueren Forschungen auf breiter Quellengrundlage erheblich kritischer beurteilt«.

Das Alte und das Neue existieren unbehaglich nebeneinander, die neue Technik und die alten Baracken; die jungen Menschen und die alten, militärischen Tugenden, die sich über die Jahrhunderte kaum verändert haben. Ein preußischer Leutnant aus dem Jahr 1871 hätte an diesem Morgen beim Formaldienst wohl ohne Probleme mitmachen

können, wenn man ihm kurz erklärt hätte, dass die Infanterie jetzt grün trägt statt dunkelblau. Er hätte vielleicht sogar den Ton des Generals wiedererkannt.

Sembritzki hält oft mehrmals am Tag kleine Reden vor seinen Soldaten. Er gibt sie auf Exerzierplätzen zum Besten, in Kasernen, auf freiem Feld, in Offiziersheimen. Einmal ließ er seine Soldaten in drei Reihen auf dem Parkplatz des SV Bergtheim antreten.

Zwischendurch ging eine Gruppe Kindergartenkinder an den Soldaten vorbei auf dem Weg in die Turnhalle. Die Kinder schauten neugierig auf die jungen Offiziere, die wie eingefroren dastanden. Die Kindergärtnerinnen drängten sie weiterzugehen. Dann trat Sembritzki nach vorn, und ich war ganz froh, dass die Kinder schon weg waren, als er anfing zu reden.

»Die Kriege entwickeln sich«, sagte er. »Es gibt jetzt Drohnen. Das wissen wir alle. Aber Drohnen gewinnen keinen Krieg, die machen ihn nur beschissener.« Er sagte, »dass das alles jetzt schneller kommen kann als wir denken. Das ist ja kein Spiel«. Und im Übrigen sollten sie sich keine Illusionen machen, dass sie einen großen Krieg mit Russland überleben würden.

»Fallen werden WIR im ersten Zug! Sie glauben ja nicht, dass das mit der golden hour funktionieren wird«. (Die Golden Hour bezeichnet in der Trauma-Medizin das Prinzip, dass die zügige Behandlung innerhalb der ersten Stunde nach einer Verletzung Leben rettet.) »Ihr könnt die Sterberaten mal durchrechnen. Dann wisst ihr, was passiert, wenn da vorne Angriff ist, und wir sind dabei.«

Dann nickte er einem Reservisten mit grauen Haaren zu, den er kurz davor zum Major befördert hatte. »Sie müssen uns dann ersetzen.«

Der Mann schaute etwas verlegen. Ich konnte sehen, wie sich bei einigen der Oberleutnants und Hauptmänner, die da so kerzengerade standen, ein feines Lächeln auf die Gesichter schlich, auch wenn sie sich alle Mühe gaben, es zu unterdrücken.